

## Nerviges Klopfen in Ottensen hält noch länger an

Grund sind Bauarbeiten in Neumühlen – Mitte Februar soll Schluss sein



Das Geräusch nervt die Anwohner der Fischers Allee. J. WILLUHN

**Ottensen.** Am Anfang war es ein sekundenschnelles, eher leises Klopfen, das die Anwohner rund um Fischers Allee, Arnoldstraße und Kesslerstraße in Ottensen aufschreckte. Nun, etwa zwei Wochen später, ist das mysteriöse Geräusch jedoch regelrecht Lärm geworden. „Nicht ohrenbetäubend, aber eben doch ganz schön laut“, sagt ein Anwohner der Fischers Allee genervt.

Wie er fragen sich viele Nachbarn, was es mit dem Klopfen auf sich hat und vor allem: wann es endlich endet. Denn gerade tagsüber, wenn einige Nachbarn im Homeoffice arbeiten wollen, klopf es mal mehr, mal weniger laut – und das stundenlang. Das wird auch noch eine Weile so sein, klärt Hamburgs Finanzbehörde auf. Denn nachdem lange unklar war, was es mit dem Geräusch auf sich hat, haben sich erste Vermutungen von Nachbarn bestätigt. Die Arbeiten an Spundwänden im Bereich Neumühlen sind der Grund. Das klopfende bis hämmernde Geräusch ist dort genauso zu hören wie in den besagten Straßen in Ottensen, nur eben lauter, wie auch eine Anwohnerin festgestellt hat.

Die Projektgesellschaft ReGe ist es, die vor der Schlepperstation in Neumühlen die Kaimauern saniert. Neue Spundwände werden vor die alten Bauwerke gesetzt. Die Wände haben bis zu 34 Meter lange Tragrohre. Diese müssen „in den tragfähigen Boden gerammt werden“, sagt Imme Mäder, Sprecherin der zuständigen Finanzbehörde. Das sei „unausweichlich mit Erschütterungen und Lärm verbunden“.

Die gute Nachricht: Die Rammarbeiten „werden voraussichtlich Mitte Februar 2025 abgeschlossen sein“, so Mäder. Anschließend folgen bis zum Frühjahr 2026 noch diverse andere Arbeiten, informiert die Finanzbehörde. Dazu zählen das Auffüllen von Sand zwischen den Spundwänden sowie das Wiederherstellen der Promenade. *cr*

# „Gustloff“ vor 80 Jahren versenkt – Tausende Flüchtlinge starben

Am 30. Januar 1945 treffen die Torpedos eines russischen U-Boots das Schiff mit mehr als 10.000 Kindern, Frauen und Soldaten. Sorge vor illegalen Tauchgängen



Die beiden Fotos einer Ausstellung von 2015 zeigen das Wrack der „Wilhelm Gustloff“. PA/DPA

Stephan Steinlein

Es ist eine neblige Nacht, als die Panik ausbricht. Lausig kalt und stark windig ist es zudem auf der Ostsee an jenem 30. Januar vor 80 Jahren, als drei russische Torpedos die „Wilhelm Gustloff“ treffen, das ehemalige Vorzeigekreuzfahrtschiff der nationalsozialistischen Massenorganisation „Kraft durch Freude“. Statt den rund 1500 Passagieren, für die das 208,5 Meter lange Schiff ausgelegt ist, haben sich nach Schätzungen deutlich mehr als 10.000 Menschen auf die in Hamburg bei Blohm & Voss gebaute „Gustloff“ gerettet. Glauben sie jedenfalls.

**Das Schiff geht 23 Seemeilen vor der pommerschen Küste unter** Sie haben sich unter enormen Strapazen und nach grauenhaften Erlebnissen in Sicherheit gebracht vor der anrückenden russischen Armee. Im polnischen Gdynia, dem damaligen Gotenhafen, ergattern sie einen der begehrten Plätze auf der „Gustloff“. Nur: Weit kommt das Flüchtlingsschiff nicht: 23 Seemeilen vor der pommerschen Küste, in Höhe von Stolpmünde, reißt das sinkende Schiff mehr als 9000 Menschen mit in den Tod: Frauen, Kinder, Soldaten, Verwundete, Crewmitglieder. Gerade einmal 1259 Passagiere überleben die letzte Fahrt der „Wilhelm Gustloff“. Damit gilt der Untergang bis heute als die größte Katastrophe in der Geschichte der Seefahrt.

Fahrt und abgedunkelt, entscheidet sich Kapitän Friedrich Petersen angesichts des überladenen Dampfers für die Route durch tiefe Gewässer. Einziger Geleitschutz ist das Torpedoboot „Löwe“.

Aus Furcht vor einer Kollision mit einem deutschen Boot auf Kurs Richtung Ostpreußen widersetzt sich Petersen dem militärischen Kommandanten der „Gustloff“, Korvettenkapitän Wilhelm Zahn kann sich mit seiner Empfehlung



Die „Wilhelm Gustloff“ wurde bei Blohm & Voss in Hamburg gebaut und im März 1938 in Dienst gestellt.

IMAGO/UNITED ARCHIVES/ HEINZ POLLMANN

nicht durchsetzen, abgedunkelt zu fahren. Und so geht das Schiff, das zuletzt als Lazarettboot, Verwundetentransporter oder Wohnschiff für Seeleute eingesetzt worden war, gut sichtbar auf seine letzte Reise.

An Bord herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander. Die Kabinen sind hoffnungslos überbelegt, auf Fluren, Treppenaufgängen, Speisesälen – überall sehen die Menschen dicht gedrängt ein Ende ihrer Flucht herbei. 8800 Zivilisten dürften an Bord sein, darunter viele Kinder. Hinzukommen etwa 1500 Soldaten der Wehrmacht, darunter 162 Verwundete, 340 Marinehelferinnen und 918 Matrosen sowie Offiziere.

**Drei Torpedos treffen die „Wilhelm Gustloff“ am Bug**

Es ist 21 Uhr, als Alexander Iwanowitsch Marinesko die hell erleuchtete „Wilhelm Gustloff“ wie auf einem Präsentierteller geboten beschießt. Der Ukrainer kommandiert „S-13“, ein russisches U-Boot im Dienst der „Baltischen Rotbannerflotte“. Marinesko lässt aus 700 Meter Entfernung vier Torpedos abschießen. Eins klemmt im Rohr, aber die anderen drei treffen das deutsche Flüchtlingsschiff backbords: am Bug, unter dem E-Deck und im Maschinenraum.

„Es hat dreimal fürchterlich gekracht“, erinnerte sich Günther von Maydell, als das Abendblatt ihn vor zehn Jahren traf. Auch wenn er am Tag des Untergangs am 30. Januar 1945 erst 13 Jahre alt war, dem Hamburger Jungen war doch die Bedeutung klar: Die „Gustloff“ ist getroffen und droht zu sinken. An Bord bricht Panik aus. Menschen stürzen in die eiskalte Ostsee, als die „Gustloff“ immer mehr Schlagseite bekommt. Günther von Maydell, seine Mutter und der Marinemaler Adolf Bock entdecken ein Rettungsboot, aber die Mechanik versagt beim Versuch, es zu Wasser zu lassen. „Alles war vereist“, erinnerte sich von Maydell vor zehn Jahren zum 70. Jahrestag. Die „Gustloff“ gewinnt weiter an Schräglage. Bei minus 18 Grad pfeift ein eisiger Wind in stockdunkler Nacht über die Ostsee. Das Wasser ist zwei Grad kalt.

In höchster Not erinnert Marinemaler Bock, der sich auf der „Gustloff“ nach zig Fahrten bestens auskennt, den alten Marinekutter neben dem Schornstein. Er wird zur Rettung des Trios: „Mit Mühe und Not konnten wir und etwa 50 weitere Menschen über die ziemlich hohe Bordwand ins Innere klettern“,



Ein Foto aus dem Jahr 1940, als die „Gustloff“ als Lazarettenschiff eingesetzt wurde.

PICTURE ALLIANCE/VISUALYZE/UNITED ARCHIVES

sagte Günther von Maydell 2015 dem Abendblatt. Kaum war dies gelungen, kippte die „Gustloff“ ganz und versank im Meer. „Wassermassen schossen über die Aufbauten. Wir wurden mit unserem Kutter von einer der Wellen auf die See gespült.“ Dort griffen Matrosen zu den Rudern, um nicht im Strudel der „Gustloff“ unterzugehen. Auch Kapitän Friedrich Petersen hat sich einen Platz in diesem Rettungsboot besorgt. Um 22.15 Uhr sieht er sein Schiff untergehen.

Nach ungefähr einer Stunde werden die Flüchtlinge von der Besatzung des zu Hilfe geeilten Flottentorpedobootes „T 36“ aus dem eisigen Wasser gezogen. Am Ende wird „T 36“ insgesamt 564 Flüchtlinge gerettet haben. 472 Menschen überleben, weil sie es an Bord der „Löwe“ schaffen. Die Minensuchboote „M 341“ und „M 375“ retten 37 beziehungsweise 43 Schiffbrüchige, Marinetender „TS II“ 98 und der Frachter „Göttingen“ 28.

Für viele Tausend Flüchtlinge aber wird die Ostsee zum Grab. Und damit 80 Jahre später zu einem Fall für Christian Lübcke. Er ist der Hamburger Geschäftsführer des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Im Auftrag der Bundesregierung kümmert sie sich um die Kriegstoten beider Weltkriege – auch um die, die ihre letzte Ruhe auf See gefunden haben.

**Sorge vor illegalen Tauchgängen zur „Gustloff“**

Christian Lübcke erinnert daran, dass sich im Winter und Frühjahr einige der größten Katastrophen der Schifffahrtsgeschichte zum 80. Mal jähren. Allein bei den Untergängen der „Gustloff“ (30. Januar), der „Steuben“ (10. Februar), der „Goya“ (16. April) und der „Cap Arcona“ (5. Mai.) seien in gut drei Monaten mehr Menschen ums Leben gekommen als Deutsche im kompletten Ersten Weltkrieg auf See.

Für den Historiker war die Masenevakuierung über die Ostsee im Frühjahr 1945 eine „erneute deut-

sche Hybris: viel zu spät geplant, ausgeführt im tiefsten Winter, ohne ausreichenden Begleitschutz, ohne ausreichend geeignete Schiffe – bei gleichzeitiger Unterschätzung des militärischen Gegners wie so oft im Zweiten Weltkrieg. Hunderttausende wurden damals gerettet, aber Tausende kamen dabei ums Leben“, erinnert Christian Lübcke.

Er sorgt sich um die Totenruhe der Opfer. Zwar seien Schiffswracks wie das der „Wilhelm Gustloff“ – das Schiff war nach einem strammen Nationalsozialisten benannt worden, der 1936 im schweizerischen Davos von einem jüdischen Studenten erschossen worden war – nach internationalem Recht geschützte Kriegsgräberstätten. „Aber solche Wracks werden illegal betaut und in vielen Fällen geplündert“, warnt Lübcke.

**An Land wird die Erinnerung wachgehalten – aber auf See?**

„Plünderungen sind ein zunehmendes Problem“, sagt Lübcke. So hatten Taucher vor Helgoland ein komplettes Torpedorohr eines U-Bootes abgebaut und als Souvenir mitgenommen oder das Geschütz eines Kreuzers in den Niederlanden. „Wir müssen die Wracks – und damit auch die Totenruhe der verstorbenen Seeleute – vor Hobbyforschern, privaten Sammlern oder auch kleinen Museen schützen“, fordert Lübcke. Auch für dieses Jahr registrierte der Volksbund schon wieder Vorbereitungen und Ausschreibungen von Tauchsafaris ohne eine Erlaubnis der zuständigen Behörden.

Während an Land große Kriegsgräberstätten die Erinnerung an die Kriegstoten noch wachhielten, seien Grabstätten auf dem Meeresboden für die Masse der Bevölkerung unsichtbar. „Aber die Gebeine der Toten sind in vielen Fällen auch heute noch auf dem Meeresboden in erstaunlich gutem Zustand. Es ist nur fair und richtig, dass man diesen Toten mit demselben Respekt begegnet wie an Land auf einem Friedhof“, fordert Christian Lübcke.



So sah es 1940 unter Deck aus, als der Rauchsalon der „Gustloff“ als Schlafsaal für Verwundete genutzt wurde.

IMAGO/UNITED ARCHIVES/ POLLMANN

## Rundherum Leerstand: Warum Ukrainerin hier neues Café eröffnet

Als in ihrer Heimat der Krieg ausbrach, fasste Natalia Andres einen Entschluss. Café-Name Cozymir hat eine besondere Bedeutung

Juliane Minow

**Bramfeld.** Es war der 24. Februar 2022, als Natalia Andres beschloss, ihren Traum zu leben. An jenem unvergessenen Datum überfiel Russland die Ukraine. Der Krieg hält weiter an, hat für Leid und Zerstörung gesorgt.

Der Kriegsbeginn war für die gebürtige Ukrainerin aber auch ein Schlüsselmoment, der sie ihr eigenes Leben hinterfragen ließ. „Mir wurde klar, dass alles vom einen auf den anderen Moment vorbei sein kann“, sagt die 37-Jährige, die bis dato in der Gastronomie gearbeitet hatte. „Ich wollte immer ein eigenes Café haben. Damals dachte ich

dann: Wenn nicht jetzt, wann dann?“ Trotzdem sollten noch rund zwei Jahre ins Land gehen, ehe die Mutter von zwei Kindern eine passende Immobilie dafür fand.

Natalia Andres kam vor zehn Jahren der Liebe wegen aus Odessa nach Deutschland, lebt mit ihrem Mann in Ohlstedt. Fündig wurde sie am Bramfelder Dorfplatz, wo Händler und Gastronomen derzeit wegen der U5-Baustelle über Kundenschwund klagen und der Leerstand nicht zu übersehen ist.

Das Café ist ab sofort geöffnet, der Name „Cozymir“ sehr bewusst gewählt. Andres: „Er besteht aus zwei Wörtern, dem englischen Wort cozy, was gemütlich heißt, und dem

Wort mir. Das bedeutet auf Ukrainisch und auf Russisch „Frieden.““

Als der Krieg ausbrach, sei dieses das einzige Wort gewesen, an das sie habe denken können. „Wir haben die Unruhen natürlich mitbekommen. Aber ich habe bis kurz vor



Natalia Andres eröffnet das ukrainische Café Cozymir. THORSTEN AHLF

Kriegsbeginn nicht daran geglaubt, dass so etwas passieren kann: Nicht im 21. Jahrhundert, das kann nicht sein.“ Ihr Vater ist noch in der Ukraine, ihre Mutter, Schwester und Nichte sind kurz nach Kriegsbeginn zu ihr nach Deutschland gekommen, wohnen jetzt in Rahstedt.

Um ihre Heimat trauert sie nach wie vor. „In den ersten Monaten habe ich jeden Tag geweint“, sagt Andres. „Meine Welt war zerbrochen. Mittlerweile denke ich immer noch täglich an den Krieg, aber ich versuche auch, mich gedanklich auf andere Dinge zu konzentrieren.“

Dabei helfe ihr das Café. Geöffnet ist es täglich von 7 bis 17 Uhr, im Sommer bis 19 Uhr. Im Innenbe-

reich gibt es 27 Sitzplätze, im Außenbereich sollen weitere 15 geschaffen werden. „Cozymir steht für gesunde Snacks und zuckerfreien Kuchen“, sagt die 37-Jährige.

Je nachdem, wie das Feedback ist, könne sie sich vorstellen, künftig nur auf zuckerfreie Angebote zu setzen. Damit hofft sie, eine Marktlücke zu füllen. Auch an Kinder hat sie beim Konzept gedacht. „Kinder bekommen überall Schokolade und Süßigkeiten. Ich achte als Mutter auf gesunde Ernährung. Das soll auch unterwegs möglich sein. Bei mir soll es leckere, gesunde Kuchen geben. Das kostet natürlich mehr, weil die Zutaten meist teurer sind. Aber das ist es mir wert.“

Andres und ihre vier Angestellten – alles Frauen aus der Ukraine – backen die Kuchen selbst. Außerdem wird es Frühstück und verschiedene süße und herzhafte Snacks geben. Die Speisen sind von ihrem Heimatland inspiriert. Unter anderem wird es Syrniki geben, das sind ukrainische Pfannkuchen mit Frischkäse.

Zu trinken gibt es außer Kaffeespezialitäten auch gesunde Smoothies, Limonaden und typisch ukrainischen Tee. Dass ihr wegen der U5-Baustelle Kunden wegbleiben könnten, darüber macht sie sich keine Sorgen: „Die Baustelle ist nicht für immer. Ich glaube an den Standort.“

## Spitzenposten im Rathaus: Grüne überraschen mit Ausschreibung

Stefanie von Berg ist die letzte verbliebene grüne Bezirksamtschefin in Hamburg. Nun kommt ausgerechnet aus ihrer Partei dieser Vorstoß

Katy Krause

**Altona.** Ausgerechnet die Grünen? Einige reiben sich verwundert die Augen über einen Antrag, der auf der aktuellen Tagesordnung der Bezirksversammlung an diesem Donnerstag steht. Es geht um die geforderte Ausschreibung einer Spitzenposition im Rathaus. „Altonaer Bezirksamtsleitung gesucht – los geht’s“ schreiben die Grünen in einer Pressemitteilung auch, als hätten sie nicht schon längst ihre Bezirksamtsleitung gefunden.

Denn mit Stefanie von Berg besetzt eine Grüne diesen Posten seit 2019. Sie ist die derzeit einzige noch verbliebene grüne Bezirksamtsleiterin

in Hamburg. Will das ausgerechnet ihre eigene Partei ändern? Verliert sie den Rückhalt bei ihren eigenen Parteikollegen? Weit gefehlt.

**„Stefanie von Berg wird sich hoffentlich wieder durchsetzen“**

„Die Stelle der Bezirksamtsleitung ausgeschrieben, trotz Zufriedenheit mit der aktuellen Amtsinhaberin? Na klar!“, das geht aus Sicht von Dana Vornhagen. Die Fraktionschefin der Grünen in Altona sagt: „Gewählt wird so oder so, und Dr. Stefanie von Berg ist eine der Besten, sie wird sich hoffentlich auch dieses Jahr wieder durchsetzen.“

Da sich Stefanie von Berg bei ihrer ersten Bewerbung in der Aus-

schreibung vor sechs Jahren bereits erfolgreich durchsetzen konnten, gehe man morgens vor die Tür tritt, dann liegen da Suchtkranke, Spritzen und Exkremete“, berichtet Stempien. Nach ihm sei auch schon mal unvermittelt mit einer Glasflasche geworfen worden.



Die Altonaer Bezirksamtsleiterin Stefanie von Berg. ROLAND MAGUNA

und weil man sich bei den Grünen so sicher ist, möchte man nach Abschluss der Ausschreibung und vor der Wahl ein öffentliches Hearing abhalten, in dem alle Bewerber und Bewerberinnen in den Austausch mit Interessierten gehen können.

**Einigen Rückhalt in den Reihen der SPD verloren**

Im Dezember 2025 endet die Amtszeit von Stefanie von Berg. Sie hat aber bereits angekündigt, sich zur Wiederwahl zu stellen und für weitere sechs Jahre das Rathaus Altona zu leiten. Die Wahl müsste drei Monate vor Ablauf der Amtszeit sein. Die Bezirksversammlung Altona

## St. Georg: Familienväter starten Bürgerinitiative

Drogenelend rund um den Hansaplatz lässt Anwohner verzweifeln. Ihr Ziel: „Dass die Politik aufwacht“

Ulrich Gaßdorf

**St. Georg.** St. Georg verelendet immer mehr. Die Menschen, die dort leben, sind verzweifelt. Illegale Prostitution, Trinkerszene, Kriminalität und Drogensumpf, all das spielt sich täglich vor ihrer Haustür ab. Das Abendblatt berichtet regelmäßig über die dramatische Situation in dem Stadtteil unweit vom Hauptbahnhof. Viele sind schon weggezogen, doch Tobias Stempien und Stefan Wiedemeyer wollen nicht kapitulieren und haben jetzt die Bürgerinitiative „Sankt Georg“ gegründet.

Mit ihren Familien wohnen die beiden in der Nähe vom Hansaplatz. „Ich lebe seit 20 Jahren im Stadtteil. Seit etwa zwei Jahren eskaliert die Situation immer mehr“, sagt Stefan Wiedemeyer beim Abendblatt-Gespräch. Für Wiedemeyer gab es einen Schlüsselmoment, da wusste der 42-Jährige, dass es ein „weiter so“ in St. Georg nicht geben könne. „Durch entstand die Idee für diese Bürgerinitiative.“

**„Senat muss mit den Menschen vor Ort in den Dialog treten“**

Was war passiert? „Ein Schwerstabhängiger hat vor meiner Haustür versucht, meine vierjährige Tochter zu ergreifen. Ich konnte im letzten Moment dazwischengehen und so Schlimmeres verhindern“, berichtet Wiedemeyer. Gespräche mit den Nachbarn zeigten, dass eigentlich jeder schon solche Erlebnisse gehabt habe.

Wiedemeyer und sein Mitstreiter Tobias Stempien sitzen in einem Café am Hansaplatz. In dem Lokal ist es vor Kurzem noch zu einer Schießerei gekommen. „Die Wege und das Elend, das wir hier täglich erleben, ist mit Worten kaum noch zu beschreiben. St. Georg hat sich rund um den Hansaplatz zu einem der Drogenumschlagplätze der Stadt entwickelt. Nachts wird man durch Schreie geweckt, und wenn man morgens vor die Tür tritt, dann liegen da Suchtkranke, Spritzen und Exkremete“, berichtet Stempien. Nach ihm sei auch schon mal unvermittelt mit einer Glasflasche geworfen worden.

Die beiden haben St. Georg immer wegen der Vielfalt geschätzt. „Wir lieben diesen Stadtteil. Aber es kann nicht sein, dass sich die gesamte Suchtproblematik einer Stadt mit knapp zwei Millionen Einwohnern



Tobias Stempien (l.) und Stefan Wiedemeyer haben die Initiative „Sankt Georg“ gegründet. MAGUNA

vor unserer Haustür abspielt und die Politik nichts dagegen tut“, sagt Wiedemeyer.

Für die Bürgerinitiative haben die beiden einen Verein gegründet. Vor einer Woche ist ihre Internetseite buergerinitiative-sankt-georg.de online gegangen. Dort rufen sie die Menschen auf, ihnen ihre Geschichte zu schreiben: „Wir hatten, obwohl wir noch gar keine Öffentlichkeitsarbeit gemacht haben, weit mehr als 100 Zuschriften. Dabei berichten uns Anwohner, wie sie die zunehmende Verelendung wahrnehmen. Teilweise macht das, was wir dort lesen, wirklich sprachlos“, so Wiedemeyer.

In Läden und Restaurants im Stadtteil haben die Familienväter Infoblätter ihrer Bürgerinitiative „Sankt Georg“ aufgehängt, der Slogan: „Für ein sicheres Zusammenleben“. „Die Inhaber der Geschäfte und die Gastronomen haben uns sofort unterstützt, und jeder begann von seinen eigenen Erlebnissen zu berichten“, sagt Stempien.

Was ist ihr Ziel? „Wir haben keinen Zehnpunkteplan. Wir wollen, dass die Politik endlich aufwacht und handelt. Der Senat muss die Augen öffnen und mit uns, den Menschen vor Ort, in den Dialog treten. Wir wollen nur endlich, dass hier etwas passiert, sonst stürzt dieser eigentlich so lebenswerte Stadtteil weiter ab.“

An diesem Vormittag ist es auf dem Hansaplatz noch relativ ruhig. Die ersten Trinker haben am Brunnen Platz genommen, die Prostituierten stehen wie immer an ihrer Ecke vor einer Kneipe. Die Polizei fährt alle paar Minuten Streife, und die Stadtreinigung scheint im Dauereinsatz zu sein.

Dann taucht eine völlig zugehörnte Frau auf, torzelt direkt auf Stefan Wiedemeyer zu und streift ihn. „Das ist noch harmlos. Es ist früh am Tag, später geht es hier richtig rund“, sagt der Gründer der Bürgerinitiative.

zu entwickeln. Diese Kriterien sollen insbesondere Anforderungen an Verantwortungserfahrung, Führungskompetenz, die Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit der Bezirksversammlung und die Berücksichtigung der spezifischen Herausforderungen des Bezirks Altona enthalten.

Außerdem möchten sie vor Ausschreibung in den Dialog mit den Altonaern gehen und mittels einer neuen Onlineplattform geeignete Vorschläge und Anregungen zu den Anforderungen und Schwerpunkten der zukünftigen Bezirksamtsleitung erfragen. Ob sie damit durchkommen, wird die Sitzung am Donnerstag zeigen.